

**Zeitschrift:** Wohnen  
**Band:** 70 (1995)  
**Heft:** 6

**Artikel:** Wenn Angst produktiv gewendet wird  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-106254>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# WENN ANGST PRODUKTIV GEWENDET WIRD

## WAS HEISST SICHERHEIT IN STÄDTEBAU UND ARCHITEKTUR?

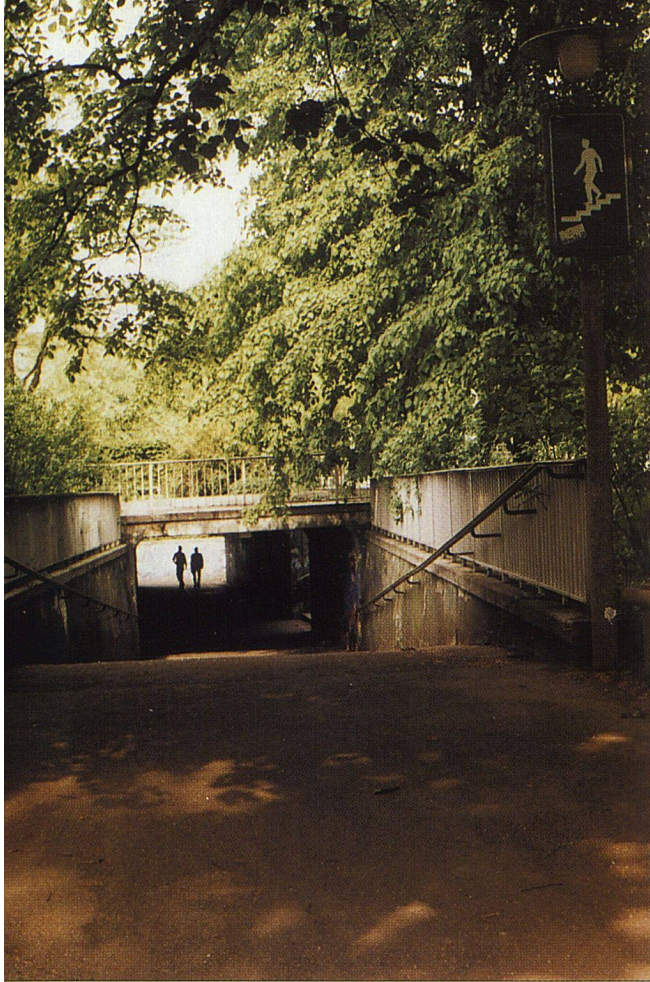
**Strassen** sind ein wesentliches Element von Stadtgestalt und somit von Städtebau und Architektur. Nehmen wir als prominentes Beispiel für eine solche Architektur die Berner Innenstadt. Sie gilt als eine der schönsten, intaktesten europaweit. In der Tat ist bereits ihre Silhouette, zum Beispiel von der östlich gelegenen Rosengartenterrasse aus, überwältigend. Die grosszügigen Gassenräume mit ihren Brunnen und schützenden durchgehenden Lauben verführen zum Flanieren, Stehenbleiben, Schauen. Auch im Grundriss oder Massenplan hat die Berner Altstadt Modellhaftes aufzuweisen: eine enge Verschränkung von Innen und Aussen, von Leere und Masse. Das ist, aus der Sicht von Benutzerin und Benutzer, keine Nebensächlichkeits. Im Gegenteil wirkt sich diese Proportionalität – das lässt sich am städtebaulichen Wandel über die Jahrhunderte ablesen – unmittelbar auf die Bewohnerinnen und Bewohner einer Stadt aus – und damit zwangsläufig auf deren Wohlbefinden.

**BELEBTE HÖFE** Ein Beispiel aus dem Siedlungsbau: In einer Zürcher Hofrandbebauung aus den zwanziger Jahren liegt im Zentrum eine Spielwiese, gesäumt von einem Kiesstreifen mit Bänken und Platanen, darum herum läuft eine niedrige Mauer und zwischen dieser und den Hauseingängen ein Streifen Asphalt. Eine simple Anlage und eine Aussenraumgestaltung, die verschiedensten Ansprüchen von Gross und Klein genügt. Der Hofraum ist abgeschirmt von den verkehrsreichen Quartierstrassen und einsehbar von den Wohnungen. Kinder sind in Sichtweite für Elternaugen, Eltern in Hörweite für Kindernöte. Auch wer den Hof abends betritt und durchquert, fühlt sich nicht an einem verlassenem Ort. Nur ein paar hundert Meter weiter türmt sich ein Wohngebirge aus den sechziger Jahren. Der Aussenraum besteht aus ein wenig Abstandsgrün, aus Passagen, Treppen und Terrassen. Die Wohnungen haben weder Einblick in diese Räume noch ein direktes Gegenüber. Was draussen, was unten passiert, kann in der Wohnung nicht wahrgenommen werden. Weder eignen sich die wohnungsnahen Aussenräume als Spielbereiche für kleine Kinder noch bieten sie sich nachts als angenehme Wege an. An diesen beiden Beispielen lässt sich verhältnismässig klar «Gut» und «Schlecht» illustrieren, eine Sicherheit begünsti-

gende von einer angsteinflössenden Stadtgestalt unterscheiden. Es sind gleichzeitig Beispiele für einige der Folgerungen, wie sie auch in der Studie der Zürcher Arbeitsgruppe «Frauenlobby Städtebau» gezogen wurden: qualitätvolle Verdichtung; vielfältige Nutzungen auf kleinem Raum; gute Durchmischung aller Gebiete mit Wohnungen; möglichst viele Wohnungen auch im Erdgeschoss (nicht nur über Laden- und Bürogeschossen).

**MEIDERÄUME UND VORZUGSWEGE** Aber die Berner Altstadt? Dieses städtebauliche Juwel mit seinen unbestrittenen Qualitäten? Eine Studiengruppe am Geografischen Institut der Uni Bern hat sie daraufhin untersucht, wie sich Fussgängerin und Fussgänger darin bewegen. Dabei wurden Geschlecht und Tageszeit besonders berücksichtigt. Das Ergebnis: die Grafiken der eingeschlagenen Wege und «Meideräume» von Frauen unterscheiden sich überdeutlich von jenen der Männer. Zudem lässt sich ein Unterschied der Wegwahl tagsüber und nachts feststellen – bei den Frauen. Die Architektur ist also nur ein Aspekt und für sich genommen noch nicht ausschlaggebend für die Befindlichkeit der sich darin Aufhaltenden. Hinzu kommt als zweiter Aspekt die Verkehrsführung und als dritter die Nutzung von Gebäuden und Aussenräumen. Und beides ist in der Berner Innenstadt nicht mehr eng verknüpft mit der Altstadtgestalt. Das enthüllt übrigens eine Tatsache, die man und frau nur ungern zur Kenntnis nimmt: die Zähringerstadt ist in mancher Beziehung längst nur noch Attrappe. Die mittelalterlich bewahrten Fassaden verbergen Anwaltspraxen und Verwaltungsbüros in völlig umgestalteten Grundrissen. Wohnungen sind zu einem beträchtlichen Teil Luxusappartements, deren Bewohner/innen oft gar nicht anwesend sind. Daraus ergibt sich aber, dass die für dieses Gebiet ebenfalls typischen kurzen Wege, engen Gässchen, Passagen, Treppen kaum benutzt werden, ausser tagsüber von den Boutiquenbesucherinnen und Touristen. Andererseits werden die Verkehrsströme möglichst nah an diese eng gebaute Insel herangeführt mit Cityring, Durchgangsstrassen, Zubringern und Parkhäusern. Das spiegelt gleich mehrere Züge der Stadtentwicklung: Trennung der Funktionen und gleichzeitig Trennung der Bereiche «privat» und «öf-





Unterführungen –  
nachts ein  
Horror für  
Frauen.  
Und selbst  
tagsüber  
bleibt  
ein ungutes  
Gefühl ...

fentlich» (Verkehr, Konsum/Dienstleistung, Wohnen, Erholung), Priorität des motorisierten Individualverkehrs, FussgängerInnenzonen als Verkaufsförderungsmassnahme. Diese Trennungen sind Produkte einer männlichen Sichtweise, denn Sichtweisen sind wesentlich geprägt durch individuelle Alltagserfahrung. Da der öffentliche Raum zur Hauptsache von Männern benutzt und bevölkert wird, während Frauen sich zu Hause, in der Wohnung, um die Betreuung der Kinder und die Hausarbeit kümmern, wird er auch nach deren Verhalten und Vorlieben gestaltet. Und aus diesen – einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung entsprechenden – Zuordnungen werden auch die Strukturen von Raum und räumlicher Gestaltung geformt. Mit dem Ergebnis, dass Frauen darin ihre Bedürfnisse nicht berücksichtigt finden. Fehlende Sicherheit, mehr oder weniger diffuse Angstgefühle stehen dabei sozusagen am Ende der Kette. Sie resultieren aus: (Aussen-)Räumen, die für Autofahrer konzipiert sind: 70 Prozent der Männer, aber nur 30 Prozent der Frauen verfügen jederzeit über ein Auto; weitläufigen städtischen Bereichen, die nachts ausgestorben sind: Parkplätzen, Geschäftsgeschossen, Bürohäusern, Unterführungen, Tankstellen; Wissen um häufiges gewalttätiges Verhalten von Männern auf der Strasse: über 95 Prozent der Sittlichkeitsverbrechen werden von Männern begangen; und einer tief verinnerlichten gesellschaftlichen Minderbewertung des weiblichen Geschlechts: ihr allgegenwärtiger Ausdruck ist die Werbung, die Frauen auf ihren Körper reduziert. Gewichtige – wenn auch nicht alle – Gründe dafür, dass Frauen den öffentlichen Raum tatsächlich meiden.

*Motto: «Etwas, was jeder längst weiss: Eine ständig benutzte Strasse hat gute Voraussetzungen, eine sichere Strasse zu sein, und eine einsame Strasse ist leicht unsicher.(..) Die Funktion der Bürgersteige ist aber keineswegs eine passive, sowenig wie diejenigen, die die Bürgersteige benutzen, nur einfach passive Nutzniesser einer Sicherheit oder hilflose Opfer einer Gefahr sind. Die Bürgersteige sind wie die angrenzende Nutzung und wie ihre Benutzer in den Grossstädten aktive Teilnehmer an der dramatischen Auseinandersetzung der Zivilisation mit jeglichem Barbarentum.»*

**JANE JACOBS**

ENDE DES «LIVING IN A MAN-MADE WORLD» Als Jane Jacobs 1961 ihre engagierte Schrift «The death and life of great American cities» verfasste, war die Neue Frauenbewegung noch inexistent. Das mag die aus heutiger Sicht undifferenzierte Wortwahl (siehe Motto) erklären. Was sie aber angriff und welche Gegenmassnahmen sie vorschlug, ist zweifellos Ergebnis eines Frauenblicks auf die Stadt. Breiter und systematischer setzte dieser allerdings erst in den achtziger Jahren ein. In den Niederlanden begann die «Stiftung Vrouwen Bouwen & Wonen» ihre Koordinations- und Beratungstätigkeit in Rotterdam. In Berlin, Dortmund, Kassel, Hamburg und Frankfurt gründete die Feministische Organisation von Planerinnen und Architektinnen FOPA Arbeitskreise, Forschungs- und Projektgruppen, die mittlerweile über städtische Frauen-/Gleichstellungsstellen erheblichen Einfluss auf Planungsvorhaben ausüben. In der Schweiz ist seit 1989 vor allem die bereits erwähnte Frauenlobby Städtebau in Zürich aktiv. Dabei gilt es, ein öfter auftauchendes Missverständnis zu klären: Wenn Frauen sich mit Planung und Städtebau zu befassen beginnen, und dies aus einem feministischen Standpunkt heraus, heisst dies nicht, dass ihr Thema die «Sicherheit im öffentlichen Raum» oder «Wohlbefinden und Architektur» ist. Vielmehr gerät Frauen diese Dimension zwangsläufig ins Blickfeld, sobald sie sich ihrem Gegenstand nähern, denn: «In der Wirklichkeit von Planungsprozessen tauchen frauenspezifische Interessen schon als Fragestellungen in vielen Bereichen nicht zu reichend auf. Fachfrauen sind in Behörden, Architektur- und Planungsprozessen selten, Bürgerinnen im Beteiligungsverfahren erheblich unter dem Bevölkerungsanteil

Fortsetzung auf Seite 16

Fortsetzung von Seite 15

Manuel Eisner, Soziologe an der ETH Zürich, beurteilt die Furcht älterer Frauen nicht als irrational: «Ältere Menschen, die zudem noch gehbehindert sind, gehen ein grösseres Risiko ein, Opfer eines Entreisssdiebstahles zu werden. Das ist also eine reale Angst, die ausserdem die Bewegungsfreiheit stark einschränkt.»

Eine Antwort auf die Frage, warum die Angst vor Verbrechen und die Unsicherheit steigen, obwohl die Kriminalstatistiken eher dagegen sprechen, kann der Soziologe Manuel Eisner nicht geben. Es sind vielmehr Vermutungen, dass Politik, Medien und die Vereinzeln der Menschen eine Rolle spielen. Den Zusammenhang von wirtschaftlicher Krise und zunehmender Angst sieht er hingegen nicht bestätigt. Jedenfalls hat keine Studie zu diesem Ergebnis geführt: Den Betroffenen sei die Situation bewusst, wenn auch die Suche nach der Ursache bedenklich stimmen mag. «Ökonomisch prekäre Situationen begünstigen eine fremdenfeindliche Stimmung.»

**ELISABETH JACOB**

DIE AUTORIN IST FREIE JOURNALISTIN BR UND LEBT IN ZÜRICH.

Auf unseren Beitrag über die Schwierigkeiten der Wohnungssuche für Ausländer/innen im «wohnen» Nr. 5/95, Seite 25/26, ist eine Reaktion der zitierten Genossenschaft St. Jakob, Zürich, eingegangen, die wir hier gerne wiedergeben:

*«Die beiden Berichte von Elisabeth Jacob in Ihrer Zeitschrift können wir in der publizierten Form nicht unkommentiert lassen. Die gekürzte und verfälschte Darstellung entspricht nicht unserer Politik!*

*Auf telefonische Anfrage hin erteilte unser Verwalter einzelne Auskünfte. Er betonte dabei, dass wir mit Rücksicht auf die Genossenschaftsstrukturen auch Schweizer Familien für unsere Wohnungen suchen. Gleichzeitig nannte er im Artikel nicht wiedergegebene Zahlen. 1994 konnten bei insgesamt 38 Wohnungswechseln in unserer Genossenschaft berücksichtigt werden: 18 Wohnungen (47 Prozent) Ausländer/innen; 4 Wohnungen (11) Schweizer/innen mit ausländischen Ehepartnern; 16 Wohnungen (42) Schweizer/innen. In einem Fall wurde eine Wohnung an anerkannte Flüchtlinge vermietet. Diese Fakten zeigen eindrücklich, dass wir gegenüber Ausländer/innen durchaus eine aufgeschlossene Vermietungspolitik betreiben.»*

*Gez. W. Wälchli, Präsident,  
und R. Stauffer, Verwalter  
der BG St. Jakob, Zürich.*

## WENN ANGST PRODUKTIV WIRD...

Fortsetzung von Seite 9

vertreten», stellen zum Beispiel die Herausgeberinnen der Broschüre «Frauen planen, bauen, wohnen» im Zusammenhang mit der IBA Emscher Park schon im Vorwort fest. Der Titel einer englischen Publikation von 1991 bringt den Sachverhalt auf die Kurzformel «Living in a man-made world». Die gebaute Umwelt nimmt zu wenig auf Frauenbedürfnisse Rücksicht, weil sie aus Männersicht entstanden ist. Bauen



Der Birkenhof, Zürich-Milchbuck: überblickbar und deshalb sicher.

und Planen sind aber immer noch sehr männerdominierte Professionen. Wenn sich an den Ergebnissen etwas ändern soll, müssen Frauen darin stärker vertreten sein, sei es in politisch damit befassten Gremien (Baubehörden, Planungskommissionen), sei es in der planerischen und architektonischen Praxis. Schwierig ist es aber auch noch, solange Frauen sich als Einzelkämpferinnen in diesen Umfeldern finden. Hier will P.A.F. einsetzen, die im Herbst 1994 gegründete gesamtschweizerische Organisation «Planung und Architektur von und für Frauen». Mit ihrer Hilfe können sich Fachfrauen untereinander vernetzen und gegenseitig in ihren Projekten unterstützen. Ganz wichtig dabei und ein Unterschied zur schon seit den 60er Jahren bestehenden UIFA, einer internationalen Fachvereinigung für Architektinnen, ist das Verständnis von «Fachfrau»: nicht nur Architektinnen und Planerinnen mit Fachdiplom sollen sich angesprochen fühlen, sondern auch andere Frauen, sind sie doch als Bewohnerinnen und Nutzerinnen von Wohnung, Platz und Strasse Expertinnen, deren Erfahrungen in Planung und Bauen unverzichtbar sind, um das Ziel zu erreichen: eine Stadt, die sicherer und wohnlicher ist – für alle.

**URSINA JAKOB**

DIE AUTORIN IST SOZIALWISSENSCHAFTERIN UND FREIE JOURNALISTIN BR. SIE LEBT IN ZÜRICH.